

Maßstäbe dafür zu gewinnen, daß eine Scheidung zwischen Spreu und Weizen zuverlässig vollzogen werden kann. Auf jeden Fall bedeutet auch dieser Band eine unentbehrliche Hilfe für die wissenschaftliche ökumenische Arbeit, und es ist zu hoffen, daß das Werk weiter fortgesetzt und der Abstand zwischen dem Berichts- und Erscheinungsjahr weiter reduziert werden kann.

Den Herausgebern, der Redaktion und den Mitarbeitern ist für ihre selbstlose Arbeit von Herzen zu danken.

Edmund Schlink

FRIEDENSFORSCHUNG

Ernst-Otto Czempel, Schwerpunkte und Ziele der Friedensforschung. (Reihe „Entwicklung und Frieden“, Bd. 4) Chr. Kaiser Verlag, München / Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1972. 124 Seiten. Kart. DM 9,50.

Im Rahmen der sich verdichtenden ökumenischen Diskussion über Probleme des Friedens wird man die Arbeit von Czempel sehen müssen, handelt es sich doch um einen repräsentativen Text insofern, als dieser „Beitrag zur Diskussion“ (Czempel) hervorgegangen ist aus einem Gutachten, in dem Basis und Zielrichtung für die Forschungsarbeit der „Wissenschaftlichen Kommission des katholischen Arbeitskreises für Entwicklung und Frieden“ (in der BRD) entworfen werden sollten. Konsequenter setzt Czempel mit einer Reflexion auf historische Erfahrungen bei zwei zentralen, bis heute ungelösten Problemen des Friedens an: der Rolle der organisierten militärischen Gewaltanwendung, des Krieges also, und der politischen Folgenlosigkeit von Friedensstrategien christlicher wie humanistisch-säkularer Provenienz. Mit der gesamten Komplexität der Traditions-

angebote zwischen der bis heute noch nicht ex cathedra verworfenen christlichen Lehre vom gerechten Krieg einerseits und dem in der frühen Patristik bereits manifesten Pazifismus andererseits habe es Friedensforschung, so Czempel, heute zu tun. Ihre Schwerpunkte und Ziele will er freilich nicht einseitig aus katholischer Sicht, sondern allgemein auf einem angemessenen theoretischen Niveau begründen. Charakteristisch nicht unbedingt für diesen an sich legitimen Anspruch, sondern für die analytische Ansatzhöhe, die Czempel wählt, ist die Kopflastigkeit der spezifisch politologischen Argumentation: eine methodische Vorentscheidung, die Czempel uneingestanden mit der Majorität der von ihm zu Recht kritisierten bisherigen Friedensforschung teilt. In der Auseinandersetzung mit deren sogenannter „kritischer“ Richtung vor allem profiliert er sein eigenes Konzept. Mit einem scharfen, aber präzise danebengehenden Seitenhieb auf die „konsequenteste Richtung der kritischen Friedensforschung, die revolutionary peace research“, knüpft er negativ an den unter christlichen Prämissen entwickelten durchgängig innergesellschaftlichen Friedensbegriff des Mittelalters, indem er die Friedenskonzeption jener Richtung der Friedensforschung einen „in seiner Totalität dem mittelalterlichen nicht unähnlichen“ Ordnungsanspruch unterschiebt und statt dessen selbst vehement auf der nicht mehr ganz frischen, weil mittlerweile akzeptierten oder doch wenigstens breiter diskutierten These insistiert, Frieden sei durchgängig als Prozeß zu verstehen, als ein Prozeß des friedlichen Systemwandels, der qualifiziert werde durch einen strengen Bezug auf soziale Gerechtigkeit und Emanzipation des einzelnen. Daß Czempel diesen Prozeß freilich ausschließlich auf internationaler Ebene konzipiert und ihn zugleich darauf restringiert, wird nur verständlich, wenn man seine Unterscheidung von Bezugsgruppen und Trägergruppen des

Friedensprozesses mitmacht und daraus den Vorrang von Strategieforschung (im allgemeinen Sinne des Wortes) innerhalb der Friedensforschung folgert, die dann auch ausschließlich auf politische „Einheiten“ im internationalen System zugeschnitten ist. Zwar übersieht Czempiel nicht, daß innergesellschaftliche Friedenslosigkeit in das Außenverhalten handlungsfähiger politischer Einheiten auf internationaler Ebene eingreift. Gerade deshalb aber leistet die in ihrer Prägnanz tief ambivalente Fassung von „Frieden als Fortschrittsordnung“ nicht das, was Czempiel sich von ihr verspricht: die einheitliche Ausrichtung aller strategischen Konzepte auf eine solche Ordnung hin auch inhaltlich auszufüllen.

Die Reduktion aller Bestimmungsstücke des Friedens auf Gewaltfreiheit ist letztlich immer noch Stilisierung, wie die jüngsten dramatischen Entwicklungen lehren sollten. Der brutale Sachverhalt, der dem Frieden entgegensteht, ist elementarer. Er ist, nach einem Wort von Georg Picht, nackte materielle Not. Daran wären Ziele und Schwerpunkte der Friedensforschung auszurichten.

Friedhelm Solms

Gerhard Liedke (Hrsg.), Frieden — Bibel — Kirche. (Studien zur Friedensforschung, Bd. 9.) Ernst Klett Verlag, Stuttgart / Kösel-Verlag, München 1972. 236 Seiten. Kart. DM 18,—.

Der Titel dieses Buches umreißt stichwortartig, vielleicht sogar im polemischen Sinn des Wortes, das Ziel des Friedensforschungsprojektes der Ev. Studiengemeinschaft Heidelberg (FEST), aus dessen Arbeit der vorliegende Band stammt. Wer, wie die FEST, nach dem „Beitrag von Theologie und Kirche zum Frieden“ fragt, wird problematisieren müssen, „ob und welcher Beitrag zum Friedensproblem aus biblischen Texten und ihrem Verständnis vom Frieden zu gewinnen

ist“ (Liedke). Das ist um so dringlicher, als ganz allgemein in der internationalen Friedensforschung die Frage nach möglichen Trägern von Friedenshandeln als Kernproblem immer stärker akzentuiert wird. Damit stellt sich für die Kirchen, die aus ihrer Tradition heraus zum Friedenshandeln besonders verpflichtet sein sollten, das Legitimationsproblem; denn wer sich auf die Bibel als „kirchenstiftende Urkunde“ beruft und daraus normative Maßstäbe für das Handeln ableitet, muß sich dann auch mit der Vielschichtigkeit des biblischen Friedensverständnisses und seiner problematischen Wirkungsgeschichte auseinandersetzen.

Daran orientieren die Autoren bei aller Pluralität im Methodischen ihre Beiträge. Begriffsgeschichtliche Abhandlungen, Signum früherer theologischer Arbeiten in dieser Reihe, haben nunmehr der Darstellung größerer geschichtlicher Zusammenhänge Platz gemacht. Das hat die theologische Diskussion des Friedensbegriffs zweifellos profiliert, weil nunmehr die Fragwürdigkeit des heute so gern herangezogenen šalom-Begriffs unverhüllt herauskommt. War Israel Träger des *Friedens*? Nach Lothar Perlt waren *Kampf* und *Krieg* die dominierenden Elemente in der staatlichen Geschichte Israels. Wer das nicht sehe, dem gerate Frieden in Israel zur „friedlichen Idylle“. Dem hält Gerhard Liedke in seinem Beitrag entgegen, hier werde šalom auf den Gegenbegriff zu Krieg reduziert und damit nur die aktuelle Schwierigkeit bei der Friedensdefinition verlängert statt geklärt.

Liedke, vor allem aber Hannes Odil Steck akzentuieren demgegenüber Friedenskonzepte der Psalmen und Schriften der Propheten, die für das Neue Testament bestimmend sind. Hartwig Thyen geht dem im Neuen Testament exemplarisch nach. Seine methodische Empfehlung, das Neue Testament insgesamt auf die sie fundierende gemeindliche Lebens-